Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 61 (1957-1958)

Heft: 21

Artikel: Es war eine schöne Zeit! : ein Ferienbrief von Bergblumen, Alphütten und braunen Geissen

Autor: Bischof, Urs

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671231

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

desfeier zu erleben. Sicher haben diese einfachen Leute nicht daran gedacht, dass die Bundesfeier Stadt und Land zu gemeinsamer Wohlmeinenheit aufrufe, und dass die Glocken das Lied von der Verträglichkeit der Konfessionen sängen; und dass in einer Zukunft der Klassenhass überwunden sein und die politischen Gehässigkeiten vergangenen Zeiten angehören müssten. Nein, an solche Aufgaben dachten jene Bauersleute im Galmis nicht. Aber was der Verstand ihnen nicht sagte, das sagte ihnen das Herz und das Gemüt, das noch in schöner Harmlosigkeit und Gläubigkeit die hohe Sache der Verbundenheit im Vaterlande empfand. Und das ist es, was ich loben möchte, auch für eine neue Zeit, in der die Sache des Herzens und des Gemütes verloren gehen will: Eine schöne Ehrfurcht und eine Freude darüber, dass uns Schweizern das liebe Vaterland erhalten geblieben ist!

Urs Bischof

ES WAR EINE SCHÖNE ZEIT!

Ein Ferienbrief von Bergblumen, Alphütten und braunen Geissen

Vor mir auf dem Tisch steht ein hübscher Strauss mit Alpenrosen, Enzianen, ein paar Margeriten und drei Männertreu, die wunderbar nach Schokolade duften. Ich weiss noch genau, wo ich sie gefunden habe: auf einem steinigen Spazierweg, der von der 2300 Meter hohen Alp ins Zermattertal hinunterführte, vorbei an kleinen Wasserfällen und hübschen Wiesenplätzen, vorbei auch an jenen dunkelbraunen Holzhütten, die fürs Wallis so bezeichnend sind. Meist stehen ein paar dieser Hüttlein beisammen, vier oder fünf, und alle haben hohe hölzerne Beine und darüber als Abschluss eine kreisrunde Steinplatte. Letzte Woche noch haben die Ferienkinder sie auf ihren Block gemalt, heute hangen diese Bilder als liebes, selbstgemachtes Souvenir über dem Tisch, wo die Hausaufgaben geschrieben werden.

Sonderbar, wie man ganz plötzlich mit einer neuen Gegend bekannt werden kann und diese einen dann nicht mehr loslässt, obwohl man bisher vierzig Jahre lang ohne sie gelebt hat — und merkwürdigerweise hat leben können! Oftmals ist ja das Gegenteil der Fall: Da wohnen wir jahrelang in einer bestimmten Stadt, gehen unserer Arbeit nach und hätten Gelegenheit und Zeit genug, um hier zu verwurzeln. Aber schon einen Monat nach unserem Wegzug erinnern wir uns kaum mehr des eigenen Zimmers, und der Aufenthalt an jenem Ort verblasst immer rascher zu einem faden Grau.

Aber eben: mit den dunkelbraunen Walliser Holzhütten, worin das Heu lagert und wo man zuweilen auch ein billiges Nachtlager finden kann, ist es anders, auch mit den Alpenrosen und den zwei bescheidenen Edelweiss, die wir uns in einer marschtüchtigen Stunde gepflückt haben. Wir gewinnen und behalten sie lieb, und sie kommen uns immer wieder unsichtbar vor Augen.

Genau so ergeht es mit den Geissen. Es kommt vor, dass ich abends um halb sieben Uhr plötzlich auf die Uhr schaue und denke: Jetzt kommen sie bald wieder durchs Dorf! Natürlich kommen sie nicht, denn das Dorf liegt weit weg hinter hohen Bergen. Aber ich vermeine doch wieder das lustige Klingeln der Glöckchen zu hören und das Jauchzen der Kinder, die den braunen, mit prallem Euter daherkommenden Geissen entgegeneilen und sie streicheln.

Nach dem Nachtessen — was sollen wir da anfangen? In den Ferien war das gar kein Problem: Hier gehörte es zum guten Ton, einen Dorfbummel zu machen. Im Anschluss ans Dessert leeren sich jeweils die Hotels und Pensionen, aber auch die Einheimischen stellen sich ein und wandeln plaudernd die Strasse auf und ab. Es hat viele tief gebräunte Gestalten darunter, teils die Bergführer von Profession, kenntlich an ihren sportlichen Figuren und ihren rassigen roten Pullovern oder Hemden, teils Gäste aus dem Unterland, die tagsüber einen Abstecher ins Hochgebirge machten und nun wohlig-müde, aber im Vollgefühl vollbrachter Taten, wieder heimgekehrt sind. Die Leute haben sich manches zu erzählen, von Alpenblumen und Gletschertraversierungen, von

kitzligen Klettergriffen und selbstgebrautem Tee. Sie sind wegen der Berge hier heraufgekommen und wollen möglichst viel von ihnen sehen und erleben. Darum stellen sie sich am Abend, wenn die Sonne schon längst untergegangen ist, noch ein letztes Mal auf die Ecke der Kirchentreppe und werfen zum allerletzten Mal an diesem Tage einen Blick aufs Matterhorn, das in seiner ganzen Majestät noch hell und leicht überglänzt herniederschimmert. Wer diesen Ausflug oben im Dorf zuerst entdeckt hat, weiss ich nicht, aber jeder hat ihn dem nächsten gezeigt, und es wäre beinahe eine Sünde, ohne den obligaten Bergblick zu Bett zu gehen. Was für ein stolzer Berg ist doch das Wahrzeichen von Zermatt, markant in der Form und von keinem Nebenbuhler bedrängt! Ganz allein ragt er zwischen den grünen Berghängen empor. Zwanzig Partien sollen heute oben gewesen sein, erzählt uns ein Einheimischer, mit dem wir ins Gespräch kommen, aber manche seien wegen der grossen Kälte vor dem Gipfel wieder umgekehrt? Kälte? Ja gewiss, dort oben pfeift der Wind um die Felsen, man erkannte das an einem kleinen, dünnen Wölklein, das schnell an der Spitze vorüberzog. Doch hier unten im Tal ist jetzt die Nacht wieder milde, und das Barometer steht gut. Ein Grüpplein Touristen hat sich soeben davor aufgestellt und diskutiert eifrig die Ausflugspläne für morgen. Es soll wieder hoch hinaufgehen, sagen sie, mindestens bis zum Teehaus auf dem Felsen oder noch weiter bis zur Trift. Aber dort brennt über Mittag die Sonne erbarmungslos auf den Weg, und es braucht Ausdauer, um bis zum Ziel durchzuhalten. Doch es lohnt sich: oben zieht man wieder die Gletscherluft durch die Nase; wenn man über die Geröllhalde klettert, findet man Edelweiss, nachher lässt man sich am Bächlein zu einem erfrischenden Fussbad nieder. Wie angenehm das ist! Am Abend wird man seinen Bekannten wieder manches zu berichten haben.

Auch vom kleinen Bahnhof muss unbedingt noch die Rede sein. Sind wir daheim, dann denken wir: Was ist schon ein Bahnhof? Gewiss nichts Besonderes. Durchgangsstation für eilige Geschäftsleute, allenfalls noch Rendez-vous-Platz für die Italiener, die sich das Neueste vom Tage berichten. In den Ferien jedoch haben wir wieder den Zauber des Bahnhofs entdeckt und ihn täglich mehrmals — und nie ohne eine gewisse Spannung — betreten. Wer kommt wohl heute wieder an? Ist vielleicht zufällig ein Bekannter darunter? Tagelang sehen wir nur unbekannte Bleichgesichter aus den Zügen steigen, doch auf einmal kommt ein lieber Freund zum Vorschein. Wir gehen ihm entgegen und erkundigen uns, was er hier suche. Ferien? Erholung? «Ja, dann bist du schon am rechten Ort! Sieh dir doch nur einmal die andern an, die sich anschicken, mit demselben Zug wieder talwärts zu fahren: braungebrannt sind sie, ein Kilo schwerer als vor einer Woche, sie tragen eine Alpenrose im Knopfloch und den Kopf voller Erinnerungen.» Sie kennen schon alles, was dem Neuling noch bevorsteht: die Bäche und Wege, die stillen Schattenplätzchen hinter den braunen Hütten, wo man den Nachmittag mit einem Buch verbringt, oder die Bank beim Tennisplatz, auf dem «Monsieur le Professeur X.» soeben eine Engländerin in das elegante Spiel mit den weissen Bällen einführt.

Während wir uns hier auf dem Zuschauerbänkchen niederlassen, hören wir von weitem Musik. Das ist der Blinde, der mit seiner Handorgel durchs Dorf zieht. Er hat einen Hund bei sich und einen zehnjährigen Knaben, der eine kleine Kasse in der Hand hält. Ab und zu klimpert ein Zehner oder Zwanziger hinein, dann murmelt der Mann etwas, und der Junge sagt vernehmlich «Merci, Monsieur». Der Kurgast hat noch ein paar weitere Zwanziger oder Fünfziger übrig, die legt er in ein besonderes Fach seines Portemonnaies, für morgen und übermorgen. Aber erst zu Hause entdeckt er sie wieder und denkt an den armen Alten zurück. Wie mag es ihm wohl gehen? Ach, wenn wir das nächstemal wieder kommen, gehört er schon zu unseren guten alten Bekannten.

Himmel, Strassen und Menschen — warum sind sie in den Ferien so verschieden von denen daheim? Im Wallis hatten wir fast immer schönes Wetter, derweil es hier regnete, und war waren schon am frühen Morgen unternehmungslustig und froh, was wir jetzt nicht mehr unbedingt von uns behaupten können. Treten wir heute vors Haus, stört uns schon gleich der Lärm des Verkehrs, der uns gemahnt, die Kinder ängstlich auf den Trottoirs festzuhalten. Letzte Woche noch sahen wir abends die Buben und Mädchen auf der Strasse Federball spielen, und auch wir Erwachsenen empfanden es als selbstverständlich und schön, in der Mitte der Fahrbahn durch das hübsche Dorf zu promenieren. Nur eine Hotelkutsche kam dann und wann vorbei, mit einem peitschenknallenden Kutscher auf dem Bock und einem elegant livrierten Portier auf dem hintern

Trittbrett. Hörten wir das helle Klingeln der Pferdeglöckchen, machten wir schnell ein paar Schritte zur Seite oder knipsten vielleicht sogar das schöne Bild. Mögen die Buben von heute verächtlich sagen: «Zwei PS — was ist das schon!» Wir Erwachsenen wissen es diesmal besser und finden, so eine altmodische, währschafte Kutsche habe — allen fünf Meter langen Limousinen zum Trotz — eben doch noch etwas für sich!

Immer noch stehen die Alpenrosen, die Enzianen, die Margeriten und Männertreu auf meinem Tisch, schon ein wenig welker als gestern, und bald werden sie verblüht sein. Aber die Erinnerungen leben weiter, und die Liebe zu den kleinen braunen Hüttlein lässt uns nie mehr los — solange wir leben.

Prof. Dr. Georg Thürer

URSPRUNG UND DAUER

Zum 1. August

Etwas früher als sonst beschliessen heute viele Schweizer ihr Tagewerk. Junge Burschen ziehen aus, um auf der nächsten Anhöhe einen Holzstoss aufzuschichten, denn viele Hügel, Berge, ja sogar Klettergräte sollen heute abend ihre flammende Krone tragen. Frauen und Mädchen rüsten die rotweissen Papierlaternen, die im flackernden Kerzenschein so lebendig erglühen, als könnten sie atmen. Abends werden diese Lampions in frei sich bildenden Gruppen durch Häuserreihen und Fluren wandeln. Und dann setzt das grosse Geläute ein. Man blickt zum nächsten Glockenstuhl empor und glaubt doch Tausende von Glocken mitschwingen zu hören, vielleicht jene am deutlichsten, die uns in frühern Jahren anderswo zur Bundesfeier gerufen haben, wer weiss, drinnen bei den Welschen im Jura, unter einem Campanile des Tessins oder droben in den Bündner Tälern, wo sich die Menschen mit dem schönsten Gruss der Erde anrufen — allegra! Eigentlich Dieu t'allegra — Gott erfreue dich!

Wir Eidgenossen haben allen Grund zur Freude. Heute hat unser Ewiger Bund Geburtstag. Daher die Fahnen und Glocken, die Feuer und Lichter. Ist der Bund alt? Ja, 665 Jahre, zwei Dritteljahrtausende sind ein sehr hohes Alter, selbst für politische Gemeinschaften, welche ja mehrer Menschenleben überdauern sollen. Freilich gemessen an der Ewigkeit, welche der Bund nach dem Willen seiner Gründer dauern soll, stecken wir auch im siebten Jahrhundert seines Bestandes noch in den Anfängen. Und hoffentlich ist unser Bund auch noch jung an «Gemeinkraft», wie Pestalozzi den guten Willen zum Zusammenhalten nannte.

Ist unser Bund denn so gross, dass man seiner so feierlich gedenkt? Nein, unser Schweizerbund ist unter den Staatswesen der Erde kein Riese. Seine Bodenfläche ist nur der zehnte Teil von Ecuador und kaum der zweihundertste Teil Brasiliens. Die kleine Schweiz ist also kein Standort zum Grosstun. Auch die meisten unserer Nachbarstaaten übertreffen uns vielfach an Volkszahl. Die Westdeutsche Bundesrepublik, Frankreich und Italien haben acht- bis zehnmal soviel Einwohner als die Schweiz mit ihren fünf Millionen Bewohnern.

Aber wie ich diese Zahl nenne, höre ich in Gedanken nochmals, wie ich diese gleiche Zahl aus dem Munde eines wahrhaft weisen Eidgenossen vernahm. Es war vor einigen Wochen, als Prof. Max Huber in einer kleinen Schar, welche Emil Egli am Zugersee zusammengerufen hatte, das Wort ergriff und sagte, es sei schon eine bedeutende Leistung, wenn man fünf Millionen Menschen ein menschenwürdiges Dasein biete. Wir dürfen einander und auch unserm Staate — den wir ja selber bilden — das Zeugnis ausstellen, dass unser Leben heute menschenwürdig sei. Da ist kaum einer, der hungert, jedenfalls sterben in der Schweiz viel mehr Leute vor der Zeit, weil sie sich überessen als solche, welche darben müssten. In den meisten, selbst in grössern Ortschaften, konnte man heute die Arbeitslosen an den Fingern einer Hand aufzählen, und wiederum leiden viel mehr Leute am Uebermass meist freiwillig übernommener Arbeit als am Mangel an Beschäftigung. Wenn das Ausfahren ein Zeichen der Wohlfahrt ist, so sieht — und hört (!) man es, dass wir ein reisendes und rollendes Volk geworden sind.